

Ausgabe 03/2025

LEBENS WENDE



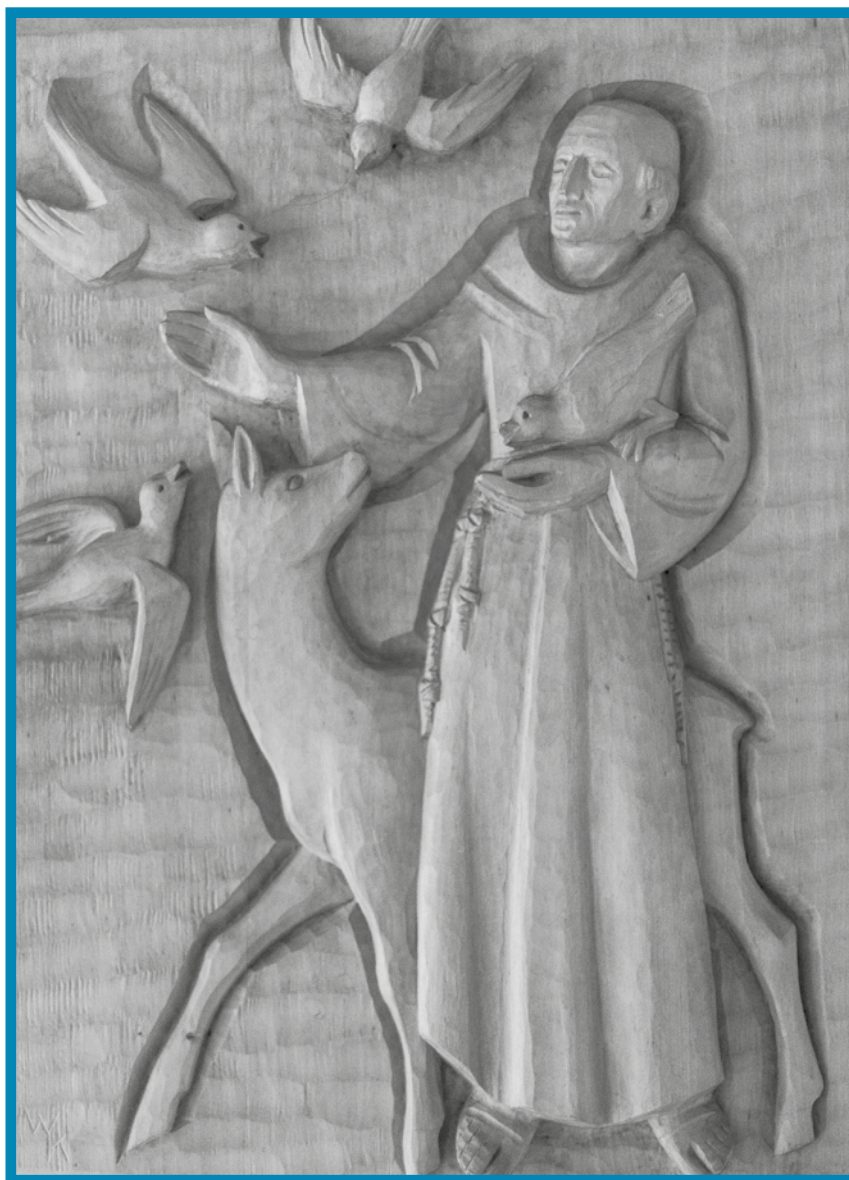
FRANZISKUS-HOSPIZ-
ZENTRUM HOCHDAHL



Die Zeitschrift des Franziskus-Hospiz e.V.
www.franziskus-hospiz-hochdahl.de

INHALT

- Seite 3** Editorial
- Seite 4** Porträt Christoph Drolshagen:
„Ich werde die Menschen
vermissen ...“
- Seite 6** Projekte:
„Wir schauen nicht darauf,
was alles schlimm ist“
- Seite 8** Interview mit Hospiz-
botschafter Thorsten Schmitz
- Seite 10** Wie geht Sterben?
Palliative Sedierung
- Seite 11** Lesen, was andere schreiben
- Seite 12** Gespräch mit Oliver Fleischer:
Den Tod der anderen erlebt er,
am Grab stehend
- Seite 14** Hospiz (er)leben:
Lavendel zum Nachtsch
- Seite 15** Termine / Leserbriefe



LEBENSWEDE Impressum

Herausgeber:

Franziskus-Hospiz e. V. Hochdahl
Vorsitzender: Wolfgang Soldin
Hospizzentrum & Büro: 40699 Erkrath, Trills 27
Telefon 02104 9372-0, Telefax 02104 9372-98
E-Mail redaktion.franziskushospiz.ev@t-online.de

Spendenkonto:

Kreissparkasse Düsseldorf
IBAN: DE90 3015 0200 0003 1056 08 | BIC: WELADED1KSD

VR Bank eG Monheim

IBAN: DE54 3056 0548 0505 9000 14 | BIC: GENODED1NLD

Redaktion:

Wolfgang Soldin (ViSdP), Silke Kirchmann, Sabine Maguire, Gerd Michalek

Fotonachweise:

iStockphoto

Gestaltung:

Marienhaus GmbH, Kommunikation & Marketing

Druck:

FLYERALARM GmbH, Alfred-Nobel-Str. 18, 97080 Würzburg

Auflage:

1.500 Exemplare

*Liebe Mitglieder,
liebe Leserinnen und Leser,*

zunächst bedanke ich mich für Ihre positiven Rückmeldungen zu unserer neugestalteten LebensWende. Wir hatten gehofft, dass Ihnen der neue Aufbau und die Inhalte gefallen und daher freuen wir uns sehr, dass dies offensichtlich gelungen ist.

Mehr als die Hälfte unseres Jubiläumsjahres ist nun bereits vorbei und wir sind glücklich, dass Sie die bisherigen Angebote bis hin zu unserer Hauptveranstaltung am 9. Mai zahlreich besucht und unterstützt haben. Wir durften auch viele Ehrengäste bis hin zu Minister Karl-Josef Laumann begrüßen, die uns mit ihren wertschätzenden Worten verwöhnten. Dennoch ist die erneute Erkenntnis, dass wir mit den vielen haupt- und ehrenamtlichen Helfern und den weiteren Unterstützern gemeinsam eine tolle „Hospizgemeinschaft“ bilden, die größte Bestätigung unserer Arbeit.

In diesem Heft finden Sie auch ein Porträt unseres langjährigen Geschäftsführers Christoph Drolshagen, der sich Ende Juni in eine ruhigere Lebensphase verabschiedet hat. Wir freuen uns für ihn, aber bedauern auch, einen guten Gesprächs- und Geschäftspartner sowie einen wertvollen Menschen nicht mehr wie bisher erleben zu dürfen. Wir wünschen ihm neben Gesundheit alles erdenklich Gute und eine spannende Zeit ohne berufliche Ablenkungen.

Ich würde mich freuen, wenn Ihnen diese Ausgabe wieder gefällt, aber auch auf ein Wiedersehen bei den noch anstehenden Jubiläumsveranstaltungen in diesem Jahr.

Ich erwähne zum Schluss gerne nochmal unsere Mailadresse, an die Sie jederzeit Hinweise, Meinungen und Fragen senden können:
redaktion.franziskushospiz.ev@t-online.de

Viel Freude beim Lesen!

Ihr
Wolfgang Soldin
Vorsitzender des Franziskus-Hospiz e.V. Hochdahl



Christoph Drolshagen (66) hat sich Ende Juni in den Ruhestand verabschiedet. Wir haben den Hospiz-Geschäftsführer zuvor inmitten seiner „Abschiedstour“ getroffen

„Ich werde die Menschen vermissen...“

Es ist ein sonniger Morgen im Juni, Christoph Drolshagen (66) ist auf „Abschiedstour“. In ein paar Wochen wird er in den Ruhestand gehen, noch aber ist er Geschäftsführer des Franziskus Hospizes und weiterer Einrichtungen der Marienhaus GmbH.

Zum Gespräch kommt er mit einem Rollkoffer, gleich muss er noch zum Notar, es gibt vieles zu regeln in den letzten Tagen. Dass er irgendwas zum letzten Mal macht: Dieses Gefühl, so sagt er, habe er nun ständig. So sei auch diese Begegnung die letzte im Hospiz in Trills, erstmal wird er dorthin wohl nicht wiederkommen. Drei Monate Auszeit, wandern, vielleicht eine Flusstour mit dem Rad: Das sind die Pläne für die Zeit, von der Christoph Drolshagen noch nicht weiß, wie sie sich anfühlen wird.

Erst kürzlich hat er seiner Frau gesagt, dass es seit der Einschulung vor sechs Jahrzehnten immer einen Stundenplan gab. Der Job als Geschäftsführer, Stiftungen, Ethikkommissionen: „In den letzten Jahren habe ich wirklich viel gemacht“, sagt Drolshagen. Derweil lässt er all das an sich vorbeiziehen, was ihn umgetrieben hat und immer noch umtreibt. Es sei spannend gewesen, er habe gerne gearbeitet. Eine Routine gab es nie, das habe ihm gefallen und dennoch sei irgendwann klar gewesen: Man wird älter, manches fällt schwerer.

Man könnte versuchen, so etwas zu ignorieren. Vor allem auch, weil es Angst macht zu spüren, dass die Kräfte nachlassen. Dass die Seele manchmal nicht mitkommt, dass Abschiednehmen nicht leicht ist? All das weiß Christoph Drolshagen und er sagt: „Es hat auch etwas mit Trauer zu tun“.

Wer ihm zuhört, spürt vor allem das: Hier spricht ein feinfühliges Mensch über etwas, das wir gerne ausklammern würden aus unserem Leben. Hätte der

Hospiz-Geschäftsführer das getan, wäre er für diesen Job wohl kaum der Richtige gewesen. Sind es doch vor allem die letzten Meter eines Lebens, auf denen ein Mensch im Hospiz begleitet wird. Sterben, Tod und Trauer sind allgegenwärtig und man kommt nicht umhin, sie nah an sich heranzulassen.

Als Christoph Drolshagen vor mehr als 25 Jahren gefragt wird, ob er sich einen solchen Job für sich selbst vorstellen kann, sagt er sofort ja. Als Theologe sind ihm die Themen nicht fremd, er kommt aus der Krankenhausseelsorge und dennoch ist für ihn klar: Im Hospiz läuft es anders als im Krankenhaus. Er will damals „näher ran“ an die Sterbenden und macht ein Praktikum im Franziskus Hospiz. Sechs Monate lang, dreimal in der Woche fährt er nach Hochdahl, erst danach setzt er sich an den Schreibtisch.

Gleich am Anfang wird es schmerzlich

Gleich am Anfang wird es schmerzlich, das Hospiz ist damals noch tief in den roten Zahlen. Eine der ersten Herausforderungen sei es gewesen, das Tageshospiz zu schließen. Das Franziskus Hospiz sei „Bundesmodellprojekt“ gewesen, dazu habe auch das Tageshospiz gehört: „An der Stelle zu kapitulieren war hart“, erinnert sich Drolshagen. Danach habe er sich geschworen: An dem Thema bleibe ich dran!

Mehr als 20 Jahre später ist es dann soweit, das Tageshospiz geht wieder an den Start. Mit neuem Konzept und so erfolgreich, dass es längst Wartelisten gibt. Mittlerweile sei man über das Palliativnetzwerk gut eingebunden, „wir haben dadurch einen guten Zugang zu den Patienten“. Das Thema



sei in der Gesellschaft angekommen, obwohl es auch heute noch Menschen gebe, für die der Tod ein Tabu sei. Finanziell ist es nach der Gesetzesreform in 2015 leichter geworden für die Hospizarbeit, die dennoch unter der zunehmenden Bürokratisierung ächzt. Nun gelte es, dort Veränderungen anzuschieben und vor allem auch „das Ehrenamt vor einer Überregulierung zu schützen“, so Drolshagen. Ehrenamtler kämen „ohne Kittel“ in

Hospize, sie würden „Normalität mitbringen“: All das müsse unbedingt erhalten werden.

Was ihm fehlen wird, wenn er in ein paar Tagen zum letzten Mal die Bürotür hinter sich schließen wird? Christoph Drolshagen wirkt nachdenklich, dann sagt er das: „Ich werde die Menschen vermissen“. Gemeint sind die Kollegen, von denen er nun auch Abschied nehmen muss.

”

Sterben, Tod und Trauer sind allgegenwärtig und man kommt nicht umhin, sie nah an sich heranzulassen.

“

Weil Lina (2) unter einem Gendefekt leidet, wird die Familie Konegen vom ambulanten Kinder- und Jugendhospizdienst (KHJD) begleitet.

„Wir schauen nicht darauf, was alles schlimm ist...“

Es ist 10 Uhr morgens, Tetjana Konegen kommt vom Kinderarzt, sie parkt den VW-Bus vor dem Haus. Nicolai (11) springt aus dem Auto, danach Mila (7). Die Mutter ruft ihren Kindern noch schnell etwas zu, ihre jüngste Tochter nimmt sie auf den Arm, die Zweijährige kann nicht laufen und bislang auch nicht sprechen.

Dann klingelt auch schon das Handy, gleich hätte das Pflegebett für Lina geliefert werden sollen. Daraus wird nun nichts, Tetjana Konegen ruft ihre Mutter an. Die hätte eigentlich kommen sollen, um nach den Kindern zu schauen. Nun soll die Oma in der nächsten Woche vorbeischauen, dann klappt es hoffentlich auch mit dem Bett.

Nicolai und Mila von der Schule abholen, mit Lina zur Ergotherapie oder zur Physiotherapie: „An manchen Tagen komme ich noch nicht mal dazu, mich hinzusetzen“, erzählt Konegen aus dem Alltag mit einem pflegebedürftigen Kind. Dabei ist Lina ein fröhliches Mädchen, mit leuchtenden Augen, man könnte auch sagen, sie ist „pflegeleicht“.





*An manchen Tagen komme
ich noch nicht mal dazu, mich
hinzusetzen.*



Aber was heißt das schon bei einem Kind, das rund um die Uhr auf Hilfe angewiesen ist. Das auch beinahe Dreijährige noch getragen werden? So ungewöhnlich ist das nicht. Dass sie sich nicht allein anziehen, auch nicht. Und dennoch: Ist es anderswo nur eine Frage der Zeit, bis all das nicht mehr nötig ist, wird Lina auch zukünftig viel Unterstützung brauchen.

Geschwister geraten in Sorgeverantwortung

„Eltern verlieren ihre Bedürfnisse und auch ihre Grenzen aus dem Blick“, weiß Anke Kaufmann. Als Koordinatorin des ambulanten Kinder- und Jugendhospizdienstes (KJHD) hält sie den Kontakt zu den Konegens, Nicolai und Mila besuchen dort das „Geschwisterprojekt“. Betreut von Ehrenamtlern können sie unbeschwert spielen und Abenteuer erleben. Zuhause kümmern sich beide rührend um ihre kleine Schwester – und kommen dabei selbst „zu kurz“. Nicht nur ihre Mutter sieht das so, auch Anke Kaufmann weiß: „Dass kaum Zeit für sie bleibt, empfinden Geschwisterkinder als normal“. Und nicht nur das: Sie geraten selbst hinein in eine Sorgeverantwortung, die weit darüber hinausgeht, mal mit der Schwester oder dem Bruder auf den Spielplatz zu gehen. Um die ohnehin überforderten Eltern nicht zu belasten, bleibe vieles ungesagt so Anke Kaufmann.

Die Idee, die Sorgen und Nöte in einem „Geschwisterprojekt“ aufzufangen, sei von Ehrenamtlern gekommen, die ohnehin in den Familien im Einsatz seien. Nachdem das Projekt im Januar begonnen hatte, sei schnell klar gewesen, wie groß der Bedarf für ein solches Angebot sei.

Dass es nun weitergeht, freut auch Tetjana Konegen. Trotz der Belastung, die Linas Erkrankung mit sich bringt, hat sie für ein paar Stunden in der Woche einen Job als Buchhalterin. „Da komme ich auf andere Gedanken“ sagt sie, beinahe so, als müsste sie sich dafür entschuldigen.

Wie es mit Lina weitergehen wird? Ob sie jemals wird sprechen und laufen können? Vielleicht sogar alleine wohnen oder in einer WG, wenn sie erwachsen ist? All das weiß Tetjana Konegen nicht. Schon vor Linas Geburt hatte sie sich von der Illusion verabschieden müssen, die Dinge unter Kontrolle zu haben. „Ich habe früher alles selbst geregelt“, erinnert sie sich, das sei nun nicht mehr möglich. Mittlerweile könne sie Unterstützung aber gut annehmen, auch deshalb, weil vieles anders gar nicht möglich sei. Ihr Mann sei ihr eine große Hilfe, die Familie und auch der ambulante Kinder- und Jugendhospizdienst. „Wir schauen nicht darauf, was alles schlimm ist“, sagt Koordinatorin Anke Kaufmann, „sondern darauf, was Lina kann“.

Das der KJHD mit im Boot ist, liegt auch daran, dass es sich bei einem Gendefekt oftmals um eine lebensverkürzende Erkrankung handelt. Meist haben Familien eine Odyssee durch Arztpraxen hinter sich, bis klar ist, was den Kindern fehlt. So war es auch bei den Konegens, lange haben sie geglaubt, Lina leide unter einer Entwicklungsstörung. Kein Arzt habe ihr und ihrem Mann sagen können, was die damals diagnostizierte „Mikrozephalie“ für Auswirkungen haben würde, erst ein Gentest habe Klarheit gebracht. TNPO2: so heißt die Krankheit, die so selten ist, dass sie noch nicht mal einen Namen hat. Es sei dennoch gut gewesen, inmitten der gefühlten Verlorenheit endlich eine Diagnose zu haben.

INTERVIEW

Hospizbotschafter Thorsten Schmitz (61) ist Erster Beigeordneter und Kämmerer bei der Stadt Erkrath. Was er über seinen Umgang mit Krankheit, Sterben und Tod erzählt, ist berührend und wegweisend

„Junge, muss ich jetzt sterben?“



Herr Schmitz, Sie sind Kämmerer bei der Stadt Erkrath. Das hat vor allem mit Zahlen zu tun, alles scheint machbar – vorausgesetzt, die Stadt hat genug Geld. Und nun sitzen wir hier im Hospiz an einem Ort, an dem man sich verabschieden muss von der Illusion der Machbarkeit. Wie gut gelingt Ihnen der Wechsel zwischen den Welten?

SCHMITZ Um ehrlich zu sein: erstaunlich gut. Das liegt aber auch daran, dass es im privaten Umfeld immer wieder Erfahrungen gab, die mich in den vergangenen Jahren sehr geprägt und ja, auch verändert haben.

Dürfen wir Sie nach dem fragen, was Sie erlebt haben?

SCHMITZ Allem voran ist da die Krebserkrankung meiner Tochter. Sie war 24 Jahre alt, mitten im Medizinstudium, als sie die Diagnose bekommen hat. Sie und wir alle leben damit nun schon seit elf Jahren, ich bewundere ihre seelische Stärke und die Art, wie sie mit ihrer Krankheit umgeht.

Es sind wohl diese Dinge, die einem die Verletzlichkeit des Lebens besonders nahe bringen...

SCHMITZ ...das kann man so sehen. Am Anfang glaubt man es nicht, es ist unbegreiflich. Man würde es am liebsten von sich wegschieben, was natürlich nicht gelingt. Es ist ein Auf und Ab, eine Gratwanderung zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Irgendwann lernt man, besser damit zu leben.

Man spürt in Ihren Worten, wie sehr Sie das alles bewegt hat und noch immer bewegt. Hat Sie das Erlebte verändert?

SCHMITZ Ich bin emotionaler geworden, das konnte ich früher so nicht von mir. Man bekommt einen anderen Blick für das Wesentliche und hat keine Lust mehr, sich über Unsinn aufzuregen. Meine Erfahrung ist aber auch: Der Alltag zieht einen schnell wieder hinein in den Trott.

All das macht Sie zu einem guten Hospizbotschafter, haben Sie denn mit dem Haus selbst schon Erfahrungen gemacht?

SCHMITZ Als meine Mutter im Sterben lag, hätte man sie hier aufgenommen. Dann wollte sie doch zu Hause sterben, wir haben das als Familie mitgetragen und sind für fünf Tage bei ihr eingezogen. So etwas ist eine intensive Erfahrung, allein schon, wenn man als Sohn neben seiner sterbenden Mutter im Bett liegt. Und dann hat sie gefragt: Junge, muss ich jetzt sterben?

Puh, was sagt man denn da?

SCHMITZ Ich habe ihr gesagt: „Ja, Mama, du stirbst jetzt.“ Alles hat ein Ende, damit müssen wir als Menschen leben. Ich bin froh und dankbar dafür, dass wir ihr den Wunsch erfüllen konnten, zuhause zu sterben. Wir haben uns von der SAPV wunderbar begleitet und getragen gefühlt, neben allem Schmerz war das auch eine gute Erfahrung.

Die Endlichkeit des Todes fordert uns dazu auf, auch unser eigenes Ende in den Blick zu nehmen. Man kann ängstlich werden bei dem Gedanken daran oder auch melancholisch, wie geht es Ihnen damit?

SCHMITZ Ich spüre mit dem Alter schon eine gewisse Melancholie. Man fragt sich, ob man jetzt eine Liste braucht mit Dingen, die man noch machen will. Ich schaue, dass ich gesund lebe und treibe Sport. Eine Garantie dafür, ein hohes Alter zu erreichen, ist das aber nicht.

Was glauben Sie, geht's nach dem Tod irgendwo anders weiter?

SCHMITZ Es gab schon Momente, da habe ich nach oben geschaut und zum „lieben Gott“ gebetet. Wenn man aber rational rangeht, dann ist das Leben mit dem Tod beendet.

”

Man bekommt einen anderen Blick für das Wesentliche und hat keine Lust mehr, sich über Unsinn aufzuregen.

“

WIE GEHT STERBEN?

Über die Gratwanderung zwischen der Sedierung am Lebensende und dem assistierten Suizid haben wir mit Hospizleiterin Silke Kirchmann gesprochen.

Palliative Sedierung: In den Tod „hineinschlafen“

Ein Mann kommt ins Hospiz. Nicht auf einer Trage, auch nicht im Rollstuhl, sondern zu Fuß. Seinen Koffer trägt er noch selbst. Kaum hat er sein Zimmer bezogen, treibt ihn nur noch eine Frage um: Wann geht's endlich los mit der palliativen Sedierung? Das sei alles so abgesprochen mit seinem Arzt, man solle möglichst bald „zur Tat schreiten“. Im Hospiz sind sie irritiert: Man sieht dem Gast seine Krankheit nicht an. Er wirkt nicht so, als wäre der Tod schon in Sichtweite. Und dennoch hat der Mann sein Ziel unumstößlich vor Augen: Sterben, und das möglichst schnell.

Daran, wie es damals gewesen ist, erinnert sich Silke Kirchmann noch gut. Nicht nur die Hospizleiterin war irritiert, auch bei den Pflegekräften regte sich Widerstand. Das jemand kommt und die palliative Sedierung einfordert, sofort und alternativlos? Das hatte es im Franziskus zuvor nicht gegeben.

Am Ende stellte sich heraus: Das forschende Auftreten des Gastes war der Mobilisierung seiner letzten Kräfte geschuldet. Die Krankheit war deutlich weiter fortgeschritten, als man es ihm hätte ansehen können. Durchhalten bis zum Schluss, bloß keine Schwäche zeigen: Es gibt Menschen, die das bis zum Lebensende aufrechterhalten, koste es was es wolle.

Ein paar Tage hat der Gast dann doch noch gelebt, von seiner Familie konnte er sich verabschieden. Sein Wunsch einer palliativen Sedierung wurde ihm letztlich erfüllt – aber nicht, um das Sterben zu beschleunigen, sondern um sein Leid zu lindern. Und dennoch: Im Hospiz hat diese Begebenheit viele Fragen aufgeworfen und eine Auseinandersetzung darüber, wie man zukünftig mit solchen Situationen umgehen kann und will. Mehr als ein Jahr wurde im Team nach Antworten gesucht, mittlerweile gibt es dazu eine Verfahrensweisung. Darin ist nun geregelt, was passieren muss, um einen Gast in den absehbaren Tod „hineinschlafen“ zu lassen. Das Wesentliche fasst Silke Kirchmann so zusammen:

„Es geht bei der palliativen Sedierung nicht darum, einen Menschen zu töten!“ Es sei wichtig, eine klare Grenze zum assistierten Suizid zu ziehen, bei dem der Tod das erklärte Ziel ist. Zweifelsohne könne hier von einer Gratwanderung gesprochen werden, umso wichtiger sei es, die Situation in all ihren Facetten zu erfassen. „Die Kernfrage ist: Wer hat welches Bedürfnis“, gibt Silke Kirchmann einen Einblick in Abwägungsprozesse am Lebensende. Was will der Sterbende? Lässt sich sein Leid noch lindern? Wie beurteilen Ärzte und Pflegekräfte die Situation? Eine Frage ist auch: Soll und will der Patient nochmal geweckt werden? Dann werden die sedierenden Medikamente so dosiert, dass zwar Symptome gelindert werden, aber der Bewusstseinsverlust allenfalls in Kauf genommen wird. Dem Patienten wird so die Möglichkeit gegeben, neue Kraft zu schöpfen. Oft sei das nicht gewollt, weiß Silke Kirchmann, und dennoch sei es eine Möglichkeit.

Klar ist: Die palliative Sedierung ist eine Grenzhandlung, die inmitten einer verantwortungsvollen Versorgung von Sterbenden ethisch gerechtfertigt sein kann. Sie zwingt zur Selbst- und Fremdeinschätzung von Leid. Welche Argumente hat man einem Patienten gegenüber, der unter einer unkontrollierbaren Symptomlast zusammenbricht und eine palliative Sedierung wünscht, ihm diese zu verweigern? Am Ende kann man es wohl so sehen: Wir drohen nicht nur, uns schuldig zu machen, wenn wir eine Handlung ausführen, sondern auch dann, wenn wir sie unterlassen.



LESEN, WAS ANDERE SCHREIBEN

Da ich noch etwas zu sagen habe...

Ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich wirklich eine Rede schreiben soll zu meiner eigenen Trauerfeier. Dann habe ich mich aber doch dafür entschieden. Da ich noch etwas zu sagen habe, was ich gern all denen mitgeben möchte, die vor allem in den letzten Jahren, aber auch davor, für mich da waren. All jenen, die sich mit mir über unser Dasein in all seinen Facetten ausgetauscht und mein Leben dadurch so unglaublich bereichert haben. Und ich hoffe, dass all die Menschen heute hier sind – nicht nur, um zu weinen, sondern vor allem, um sich gegenseitig zu halten und sich Kraft zu geben. Für den engen Austausch mit jedem Einzelnen bin ich nicht nur ganz besonders dankbar – sondern auch so unglaublich beeindruckt davon, was Menschen sich gegenseitig geben können, wenn sie bereit sind, sich für die intensive Seite des Lebens zu entscheiden. Die Seite, in der es um die wirklich großen Gefühle geht, um das Sein, das Selbst.



Das Leben bis zum letzten Moment auskosten

Ich habe versucht, das Leben bis zum letzten Moment auszukosten. Mit all den Tränen, dem großen Glück, dem aufrichtigen Gefühl der Liebe – in Freundschaften, der Familie und einer wundervollen Partnerschaft. Dem Leid und der Leidenschaft. Dem Wissen und der Dankbarkeit für Zusammenhalt. So wie das Leben eben ist. Unvorhersehbar, grausam, aber eben doch auch wunderschön. Ich glaube nicht, dass Menschen einfach weg sind, wenn sie von uns gehen. Ich glaube fest daran, dass wir irgendwo da draußen weiterleben. Nicht als niedliche Engel, als romantische Figuren, weit oben im Himmel, oder sonst einer bildhaften Gestalt, die wir aus Geschichten kennen. Sondern überall ein bisschen. Anders als vorher. In der Natur. Darum finde ich die Idee so schön, in einem Wald die letzte Ruhe zu finden. Hier, wo der natürliche Lauf der Dinge so präsent ist. Wo alles gleichzeitig geschieht. Geburt und Tod. Entstehung und Vergänglichkeit.

Erinnerungen, die Menschen unsterblich machen

In der letzten Zeit habe ich einen anderen Blick für die Natur entwickelt. Eine Art Fallenlassen und Vertrauen darauf, dass es da draußen eigentlich kein richtiges Ende gibt. Und auch keinen Anfang. Dass wir alle, in verschiedenen Facetten der Elemente, da draußen weiterleben. In den Bäumen, in der Erde, dem Wind und dem Wasser. Und wenn irgendwo eine kleine Knospe aufgeht, wenn ein Windstoß ein paar Blätter von den Bäumen weht, wenn nach einem heftigen Regen die Luft so wunderschön duftet, dann denkt ihr alle vielleicht für einen stillen, magischen Moment an die, die heute nicht mehr da sind. Denn nicht zuletzt sind es vor allem eure Gedanken und Erinnerungen, die diese Menschen unsterblich machen. Tag für Tag, Jahr für Jahr. Erinnerungen an ein bewegendes Gespräch, an einen Tag mit Sonne im Gesicht, an eine innige Umarmung, an intensives Tanzen, Weinen und Verbundensein. (...) Vielleicht zaubert der Gedanke an diese kostbaren gemeinsamen Augenblicke, die euch niemand nehmen kann, ein Lächeln auf eure Lippen. Der zarte Trost, dass all jene, die nicht mehr da sind, eben doch noch da sind. In der Natur. Und in uns allen. Als wertvolle Erinnerung. Für immer.

(Auszug aus: S. Hartwig/N. Klein, „Wer bist du, Tod?“, Hartmann Books)

Oliver Fleischer (51) ist Schauspieler und Sargträger – auch auf Erkrather Friedhöfen. Über das, was er an Gräbern erlebt, hat er ein Buch geschrieben

Den Tod der anderen erlebt er, am Grab stehend

Am Grab angekommen, heben die Träger den Sarg vom Katafalk. Plötzlich setzt sich der leere Wagen in Bewegung, donnert den Friedhofsweg herunter, knallt an eine Bordsteinkante und landet schließlich im Gebüsch. Gefolgt von den entsetzten Blicken der Trauergesellschaft, bis jemand in die Stille hinein sagt: „Das hätte der Oma gefallen!“.

Mittlerweile kann Oliver Fleischer darüber lachen, als Sargträger hat er viele solcher Momente erlebt und einige davon nun in einem Buch aufgeschrieben. Dabei ist die „Begleitung auf dem letzten Weg“ eigentlich nur ein Nebenjob für den Mann, der schon mit Axel Prahl und Jan-Josef Liefers für den „Tatort“ gedreht hat und der abends auf Theaterbühnen steht.



Wie er zu dem Job als Sargträger gekommen ist? Auch das steht im Buch: Seine Ex-Schwiegermutter war es, die ihn vor mehr als zehn Jahren auf eine Zeitungsannonce aufmerksam machte. Damals wohnt er in Haan, dort wurden Leute gesucht, die Säрге und Urnen zum Grab tragen. Das Bewerbungsgespräch ist kurz: Ob er einen schwarzen Anzug hat? Ein weißes Hemd? Schwarze Schuhe? Krawatte? Viermal „Ja“ und die Sache war erledigt.

Vor der ersten Beerdigung habe ihn vor allem eine Frage umgetrieben: Werde ich den Verstorbenen sehen? Der Gedanke daran sei ihm unheimlich gewesen, sagt Oliver Fleischer. Sein Opa sei bis dahin der einzige Tote gewesen, den er gesehen habe. Aufgebahrt in einer Trauerhalle, die er fluchtartig verlassen habe. Als bald war klar: Das Ritual, sich am offenen Sarg zu verabschieden, wird kaum noch gepflegt. Seine fünf Kollegen nehmen ihn damals „in die Mitte“, seither hat Oliver Fleischer mehr als tausend Säрге und Urnen unter die Erde gebracht.

Anfangs noch mit Lampenfieber, weil eben auch bei Beerdigungen so einiges schiefgehen kann. Das Seil reißt, ein falscher Schritt und man landet selbst im Grab: Das sei alles schon vorgekommen. Eine andere Geschichte, die er auch erzählt, ist diese: Die Trauerfeier ist vorbei, der Sarg steht auf dem Katafalk auf dem Weg zum Grab, als plötzlich jemand sagt: Links abbiegen! Als Oliver Fleischer das hört, schiebt er seine Hand unauffällig zur Jackentasche. Das Navi? Hat er sein Handy nicht ausgeschaltet? Neben ihm seine Kollegen, alle greifen nervös in ihre Taschen, zu sechst schieben sie den Katafalk zum Grab. Obendrauf der Sarg, dahinter folgt die Trauergemeinde. Die Stimme aus dem Off lässt nicht locker und mahnt unverdrossen: links abbiegen! Auch dann noch, als der Sarg an Seilen nach unten abgelassen wird. „Es hätte nur noch gefehlt, dass wir dann sowas wie „bitte wenden“ oder „sie sind am Ziel angekommen“ gehört hätten“, erinnert er sich an jenen skurrilen Moment.

Lachend am Grab stehen? Ja, das geht, sagt Oliver Fleischer, er habe dort schon vieles erlebt. Vom Erbstreit bis hin zu jenem Satz: „Ich will nur gucken, ob der auch wirklich tot ist.“ Es gebe Leute, die in kurzer Hose und Adiletten zur Trauerfeier kommen würden. Manchmal steht der Sargträger auch allein am Grab und fragt sich, was der Mensch falsch gemacht hat, dass niemand zu seiner Beerdigung kommt.

Das der Tod zum Leben gehört, weiß Oliver Fleischer. Was das zuweilen bedeuten kann, weiß er auch. Derweil erzählt er von einem der traurigsten Momente, den er auf dem Friedhof erlebt hat: Nichts ahnend steht er am Sarg eines siebenjährigen Mädchens. Das er ein Kind beerdigen soll, hat ihm vorher niemand gesagt. Die Mutter hält sich verzweifelt am Sarg ihrer Tochter fest, will ihn nicht loslassen, es ist herzerreißend. „Danach saß ich weinend im Auto“, erinnert sich Oliver Fleischer. Er ruft seine Freundin an, will den Job hinschmeißen. Sie sagt ihm, er solle weitermachen: Einen Sarg oder eine Urne unter die Erde zu bringen, das sei ein letzter Dienst, den man einem Menschen erweisen könne. Den Tod der anderen erlebt der Sargträger seither am Grab stehend, aber auch über den eigenen Tod hat Oliver Fleischer nachgedacht – und längst alles geregelt.

Seit 2003 ist **Oliver Fleischer** auf der Kinoleinwand, im Fernsehen und im Theater zu sehen, unter anderem in der ARD-Serie „Großstadtrevier“ und im „Tatort“. Im vergangenen Jahr ist sein Buch „**Das hätte der Oma gefallen**“ im Bonifatius Verlag erschienen, mit Geschichten aus dem Alltag eines Sargträgers.

”

Das Ritual, sich am offenen Sarg zu verabschieden, wird kaum noch gepflegt.

“

HOSPIZ (ER)LEBEN

Mit Silas und Max waren zwei „Charmeure“ zu Gast im Hospiz

Lavendel zum Nachtisch

Aus der Hand, auf dem Bett und auf dem Boden: Überall „Leckerchen“ und ständig sorgt jemand für Nachschub – so hätte es für Silas und Max den ganzen Morgen weitergehen können. Zur Vorspeise das Gras von der Wiese vor dem Hospiz, zum Nachtisch der Lavendel aus dem Innenhof. Da darf man sich schon fragen, wer von diesem tierischen Besuch mehr profitiert: Die Hospizgäste oder die beiden Alpakas?

Am ehesten ist sowas wohl die klassische Win-Win-Geschichte, die man vor allem auch deshalb gerne erzählt, weil sie an einem solchen Ort besonders zu Herzen geht. In Trills wurden Max und Silas an der Eingangstür von Sarah Spohr begrüßt, die Erkratherrin hatte den Besuch im Hospiz möglich gemacht.



Nachdem sie dort im November beim Tag der offenen Tür gewesen sei, habe sie nach dem Ende ihrer Ausbildung vom ersten Gehalt etwas Gutes tun wollen. Danach sei es schnell konkret geworden, erinnert sich Sarah Spohr, und die Idee mit dem Alpaka-Besuch habe ihr ohnehin gefallen.

Zumindest für Silas war es nicht der erste Besuch in Trills, Besitzerin Henrike Plettenburg stellte ihn als „alten Hasen“ vor. Von der Solingerin, die im Ittertal eine Herde mit acht Hengsten beherbergt, bekamen die Hospizgäste dann auch erzählt, was man über Alpakas wissen sollte: Ihre weiche Wolle galt früher als „das Flies der Götter“, Max und Silas haben gerade erst ein paar Kilo davon beim Scheren „verloren“. „Alpakas sind keine Kuschtiere“, weiß Henrike Plettenburg, zu viel Nähe würden sie als übergriffig empfinden. Bis sie ihr Gegenüber anspucken, müsse es aber schon ganz übel kommen. Untereinander würden sie das auch schon mal tun, vor allem aus Futterneid.

Der war im Hospiz aber gar nicht nötig, die Leckerchen wurden von allen Seiten angereicht. „Das ist ein tolles Gefühl“, freute sich Sarah Spohr darüber, mit welcher Begeisterung die beiden Vierbeiner in Trills empfangen wurden. Ohne Berührungsängste, mit lachenden Gesichtern allerorten – das muss wohl damit gemeint sein, wenn „Herzen im Sturm erobert“ werden.

Dass Silas es mit allen gut kann, hätte Henrike Plettenburg nicht sagen müssen. Dass er nie Streit sucht und verschmust ist, auch nicht. Max hingegen sei „der Mutige“, in der Gruppe wolle er meist vorneweg laufen – auch auf dem Weg durchs Hospiz hat er die Nase vorn. Als es dann hinein geht in eines der Zimmer, zum Bett einer alten Dame, scheint der ansonsten stürmische Alpaka-Hengst zu spüren, dass das ein ganz besonderer Augenblick ist. Die Leckerchen gibts von der Bettdecke, die Dame kennt sich aus mit Alpakawolle, früher hatte sie einen Wollladen. Im Gehen noch schnell eine Lavendelblüte aus dem Atrium, reichlich Klee aus dem Vorgarten und dann gings für Max und Silas zurück in den Hänger, bis zum nächsten Besuch im Hospiz.

Jubiläumsveranstaltungen 2025

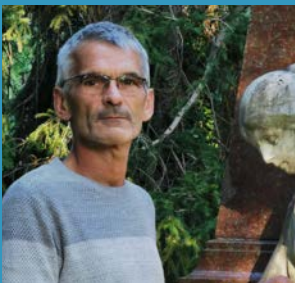


Foto: Jörg Neumann

Kein Ort, das Haupt zu betten – Wort, Musik und Tanz auf dem Weg

„Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Mensch aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ (aus dem Matthäus-Evangelium) Dieses Programm ist eine künstlerische Umsetzung der Frage nach dem, was es braucht, um Menschen „auf der Durchreise“ in Krise, Krankheit und Sterben eine gute Wegbegleiterin, ein guter Wegbegleiter zu sein. Der Lebenstänzer Felix Grützner lässt einen Mann „von der Straße“ auf treten, der über das Leben als Weg sinniert und Fragen stellt.

04.09.2025, 19:00 Uhr | Ort: St. Franziskus Kirche, Trills 34, 40699 Erkrath
Kosten: Wir bitten um eine Spende



Zum Welthospiztag: Wie werden wir in Zukunft sterben? Herausforderungen für die Familie und Pflege

Auch wenn niemand in die berühmte Glaskugel schauen kann und es selbst heute nicht vollständig klar ist, unter welchen Bedingungen gestorben wird, so sind auch zukünftig weitere Schwierigkeitslagen absehbar. Allein der Personalmangel, die demographische Entwicklung, die nicht eingebremste Verteuerung der Pflegeversorgung aber auch veränderte individuelle und familiäre Sozialstrukturen und die mit diesen einhergehenden Anforderungen an Bürger und Staat begründen dies. Von einem Versuch der Erfassung der Ausgangssituation ausgehend werden Szenarien der näheren Zukunft (2045) beschrieben und wie sich auf diese vorbereitet werden könnte.

09.10.2025, 19:00 Uhr | St. Franziskus Kirche, Trills 34, 40699 Erkrath
Kosten: Wir bitten um eine Spende

LESERBRIEFE



Liebe Redaktion der neuen Lebenswende, Herr Soldin, Frau Kirchmann, Frau Maguire,

diese Zeitschrift, in dieser neuen Form, hat mir das Hospiz und damit das Lebensende von uns Menschen in einer ganz neuen Weise nahegebracht. Ich habe so viel Gefühl in den Texten wahrgenommen und dadurch sind sie so lebendig bei mir angekommen. Diese Lebenswende vermittelt in den Texten, dass das Leben und das Sterben zusammengehören. Diese Haltung brauchen wir Menschen, um in Würde zu leben und dann

auch in Würde zu sterben. Ich freue mich, in dieser Gemeinschaft Mitglied zu sein.

Herzliche Grüße und danke für Ihre Arbeit,
Wilma Lang

Liebes Franziskus-Hospiz-Team,

ich möchte Ihnen für die Ausgabe 2/2025 herzlich danken. Viele – fast alle – Beiträge haben mich tief berührt. Großartige Menschen arbeiten im Hospiz Erkrath, das wussten wir, als Mitglied im Verein, schon vorher, allerdings haben die erzählten Geschichten und geäußerten Gedanken der Autoren mich diesmal besonders beeindruckt. Gerade oder trotz des ernsten und eigentlich traurigen Hintergrundes eines Hospizes zieht sich ein schöner Grundgedanke durch das Heft. Auch der letzte Lebensabschnitt eines Menschen wird durch andere gute Menschen „lebenswert“. Es ist in einer Welt der Egoismen, totaler Selbstverwirklichung und Ausblendung von Leid, Schmerz und Verzweiflung ein wunderbarer Lichtblick, dass es Menschen gibt, die im wahren Sinn des Wortes menschlich handeln und etwas tun, dass leider zu wenig der Gesellschaft bewusst und wertgeschätzt ist. Ich werde diese Ausgabe der „Lebenswende“ aufheben und auch in der Zukunft darin lesen, das wird mir – ich bin im 80-ten Lebensjahr – Lebensfreude und eine positive Einstellung zur Zukunft schenken.

Herzliche Grüße sendet Horst Keilpflug



*„Wenn wir nicht mehr heilen können,
dann können wir lindern.
Wenn wir nicht mehr lindern können,
dann können wir trösten.
Und wenn wir nicht mehr trösten können,
dann sind wir immer noch da.“*

STEFAN EINHORN (schwedischer Arzt)

